



Das Versprechen

Geister der Vergangenheit



© 2023 Tiffany Rowe

Lektorat / Korrektorat: Angela Lahrman

Druck und Vertrieb im Auftrag Tiffany Rowe:
Buchschniede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschniede.at - Folge deinem Buchgeföhl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99152-462-5 (Paperback)

978-3-99152-461-8 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und Tiffany Rowe unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für meinen Vater

*Ich wünschte, du wärst noch lang genug
geblieben, um die Geschichte lesen zu
können.*

*„Jeder Mensch trägt einen Dämon in sich,
der ihn reizt und ihn zu seinen Handlungen
treibt“*

- Socrates

Die Hexe und das Monster

Nicht alle Märchen enden gut, und die Hexe ist immer der Bösewicht. Auch diese Hexe war böse, zumindest glaubte man das. Selbst wenn es ihr Märchen sein sollte, war sie nicht die, die glücklich bis ans Ende ihrer Tage leben würde.

Sie war hässlich. Sie hatte eine große Nase, schiefe gelbe Zähne und einen buckeligen Rücken. Sie lebte am Rande der Stadt, nicht mitten in einem Wald. Sie lockte auch keine Kinder an. Sie war selbst noch eines, doch die Jungen, die sie quälten, verschwanden einer nach dem anderen. Doch es war nicht die Hexe, die sie verschwinden ließ.

Sie verkaufte Blumen am Markt. Dabei trug sie eine Blumenkrone auf dem Kopf, denn sie wollte die Prinzessin sein, die irgendwann zu einer schönen Königin heranwachsen würde, aber das sahen die anderen nicht. Tagtäglich verkaufte sie nur eine Blume, auch die kaufte ihr meist jemand aus Mitleid ab. Die restlichen Blumen behielt sie für sich und versteckte sie, damit ihre Eltern sich keine Sorgen machen mussten.

Die Blumen benutzte sie für Tränke, Masken, alles was ihr einfiel, damit sie irgendwann einmal eine wunderschöne Prinzessin werden würde. Sie träumte davon, einen Prinz zu finden, der sie liebte, so wie sie war, und dann würde sie nie wieder Blumen verkaufen müssen. Ihre Eltern müssten sich nicht mehr dafür schämen, eine hässliche Tochter zu haben.

Die junge Hewxe hatte trotz allem einen Freund. Der blieb bei ihr und ging mit ihr durch dick und dünn. Sie glaubte, es sei nur aus Mitleid, doch er glaubte wirklich an sie. Er brachte sie zum Lachen. Spätabends konnte sie mit ihm reden, und er hörte ihr zu. Er verurteilte sie nicht und hatte einfach Spaß mit ihr. Er wollte nie, dass ihr etwas zustoßen sollte. Denn wenn es so wäre, würde er zu einem Monster heranwachsen, um sie zu beschützen – auch wenn es nicht das war, was sie wollte.

Doch eines Tages trieben die Bauernjungen es zu weit. Sie sprachen von ihr, als wäre sie ein Unwesen. Sie beschmissen das rosa Kleid, das ihre Mutter am Abend davor für sie genäht hatte, mit Dreck. Ihre Mutter

meinte, dieses Kleid würde sie auch außen hübsch machen. Sie hatte es ihr versprochen, doch auch das schien nur eine Lüge gewesen zu sein.

Die Bauernjungen zerrissen ihr Kleid, an dem ihre Mutter stundenlang gearbeitet hatte, als wäre es nichts wert. Sie versuchte zu fliehen, aber die anderen stiegen ihr auf die Finger. Sie imitierten Eselsgeräusche, als sie schrie. Und der Junge, den sie ihren Freund nannte, wurde nun wirklich zum Monster

Er warf Steine nach den Jungen, während sie ihn auslachten, weil die kleine Hexe seine Freundin war, da er keine anderen finden konnte. Da konnte er seine Wut nicht mehr hinunterschlucken. Er lief zu ihnen und prügelte auf sie ein. Immer und immer wieder, bis sie sich nur noch trauten wegzulaufen.

Die Hexe hatte nun Angst vor dem Monster, das sie beschützen sollte. Sie schlug seine Hand weg und versteckte sich hinter den rosa Puffärmeln ihres Kleides. Er war brutal. Er machte ihr Angst. Denn dieser Junge war nicht mehr der gleiche, den sie ihren Freund genannt hätte.

Er entschuldigte sich für sein Verhalten, wie ein Prinz es tun würde. Aber er war kein Prinz, er war ein Monster, so redete sich die Hexe immer und immer wieder ein und sie rannte weg. Weit weg von dem Jungen, den sie einst ihren Freund genannt hatte, und er wusste, dass er es wieder gu machen musste.

Jeden Tag klopfte er an ihre Haustür mit Blumen in der Hand. Er klopfte an. Sie machte nicht auf, er legte die Blumen hin und er verschwand. Bald füllte sich ihr Zimmer mit Blumen, so viele, dass sie nicht verkaufen würde. Viel zu viele für all die Masken, die sie hübsch machen sollten. Irgendwann versiegte der Blumenstrom jedoch. Der Junge schien zu merken, dass es nicht funktionierte. Die Hexe war glücklich, dass das Monster endlich verstand, dass sie nichts mit ihm zu tun haben wollte. Aber der Schreck saß noch immer tief.

Woche für Woche verging, und die Kinder, die böse zu ihr waren, verschwanden einer nach dem anderen. Das Monster hatte sie geschnappt. Damit sie seiner Hexe nie wieder wehtun konnten. So würde die junge

Hexe einmal eine wunderschöne Prinzessin werden, so dachte zumindest das Monster. Und das Monster wäre dann der Prinz, der die Hexe zu einer schönen Prinzessin gemacht hatte. Das war sein kindlicher Wunschtraum.

Eines späten Abends hörte die Hexe laute Fußstapfen auf ihrer alten Treppe. Es waren Männer vom Militär und sie waren dort, um das Mädchen zu holen. Die Hexe lag noch im Halbschlaf, als plötzlich riesige Männer mit Fackeln vor ihr standen. Ihre Eltern standen hinter ihnen, komplett verängstigt. Sie sah ihre Mutter, die sich am Vater festhielt und weinte. Sie wussten, was nun geschehen würde, doch die arme kleine Hexe verstand es kaum.

Sie kannte sich nicht aus. „Was ist los?“, fragte sie verängstigt. Die Stimme des großen Soldaten war laut und einschüchternd. „Hexe, du kommst mit uns.“ Sie wusste nicht, was er meinte. Sie glaubte nicht wirklich daran, dass sie eine Hexe war. Schließlich musste eine Hexe zaubern können und sie selbst wusste ja gar nicht, wie das ging. Die Männer warteten nicht darauf, dass sie sich

anzog, sie schliffen sie im Nachthemd auf die Straße, bevor sie sie auf den Boden warfen. Nicht einmal Schuhe durfte sie anziehen. Dabei war es draußen kalt, so kalt, dass die arme Hexe eine Jacke gebraucht hätte. Das Volk beobachtete die Szene. Ihre Mutter flehte, doch es nutzte nichts.

Die kleine Hexe versuchte nicht an die Kälte zu denken, in der Hoffnung, dass sie ihr so weniger ausmachen würde. Die Soldaten zerrten sie zur Kaserne, nicht einmal mit ihren Schritten konnte die Hexe mithalten. Sie fragte die Männer, was los war. Doch sie sprachen in Rätseln. Die bösen Bauernbuben waren tot und sie war ganz offensichtlich die Hexe, die es getan hatte.

In der Kaserne warf einer der Männer ihr Buch auf den Tisch, in dem sie aufgeschrieben hatte, was jede einzelne Blume bewirken würde. Die Männer wollten aber wissen, was die Blumen taten, sie sprachen nur davon, wie die Hexe in ihrem Zimmer zu Satan betete. Sie fragten sie aber, wo sie schreiben gelernt hätte. Sie meinte, sie hätte es sich selbst beigebracht.

Sie weinte. Sie versuchte ihnen zu erklären, dass sie noch nie zu Satan gebetet hätte, immer nur zu Gott. Aber die Dorfleute hatten ja gesehen, wie zurückgezogen sie lebte. Die Eltern der bösen Jungen sprachen auch davon, dass sie immer wieder eigenartige Lieder auf dem Marktplatz gesungen hatte, obwohl sie so etwas noch nie getan hatte. Sie versuchte sich weiter zu verteidigen, in der Hoffnung, sich Gehör verschaffen zu können, aber die Männer hatten den Fall schon geschlossen.

Das Mädchen war eine Hexe und Hexen gehörten verbrannt. Sie schnitten ihre Haare kurz und zogen ihr ein einfaches Kleid aus Leinen an.

Als sie die Dorfleute ein letztes Mal sah, hoffte sie, ihre Eltern ein letztes Mal zu sehen, doch diese konnten den Anblick nicht ertragen und blieben der Zeremonie fern.

Tränen liefen ihre Wangen hinunter, als ihr bewusst wurde, dass niemand jemals ihre innere Schönheit betrachten würde. Niemand hatte ihr die Chance gegeben, einmal schön zu sein.

Als sie das Knistern der Flammen hörte, konnte sie ihren Freund sehen. Seine schuld-
bewussten Augen verrieten ihr, dass er von
Anfang an das Monster war, vor dem sie
weglaufen hätte sollen.

Ember

Krieg der Dämonen

Ember war nervös, aber auch wütend, dies war die schlechteste Gruppe, die Arrow zusammengetrommelt hatte, und der Feigling war nicht einmal dabei.

Sie blickte in eine der großen Scherben am Boden. Sie trug ein grün kariertes Männerhemd und schwarze Lederhosen. Sie hatte lange blond gefärbte Haare, die sie auf der Seite geflochten hatte, und rote Augen. Ihr Gesicht war weiß und fast kränklich. Wie die anderen beiden hatte sie tiefe Ringe unter den Augen. Sie schüttelte den Kopf. An dem Tag sah sie besonders tot aus. Warum auch nicht. Ständig war sie mit City und Nico, einem Junge in Embers Alter, der schwarze Haare und Aknespuren zwischen nicht sehr bartbewachsenen Wangen hatte, zusammen, und sie durften Arrows Drecksarbeit in Soham machen.

Eine Stadt, die einmal alte Architektur mit gläsernen Hochhäusern verband. Ein See aus

Weiß und Blau inmitten eines riesigen Waldes, der sich wahrscheinlich über mehrere Städte hinwegziehen würde.

Wieder einmal musste Ember gemeinsam mit ihrem Team Essen für die gesamte Gruppe suchen, während die anderen, inklusive ihrer Freundin Rain, heile Welt spielten, doch es würde nicht mehr lange eine heile Welt sein, wenn einer nach dem anderen qualvoll verhungerte.

Das Essen wurde knapp, monatelang hatten sie jetzt an denselben Orten geplündert. Es war nichts mehr übrig, wovon sie sich ernähren konnten. Fünfzehn Kinder waren zu viele gewesen, vor allem, wenn nur drei davon eine Ahnung hatten, wie man kämpft. Die anderen hatten Glück, dass sie solange in der Apokalypse überlebt hatten und Arrow sie aufnahm.

Er wollte ihnen ein glückliches Leben vermitteln, eine Utopie, und er gab ihnen sogar neue Namen, damit all ihre vergangenen Geschichten „Videospiele“ darstellen würden. Er versuchte ihnen eine heile Welt zu geben, doch die würden sie nur erreichen, wenn sie weiter nach Westen wanderten.

Sie sollten nicht in diesem verfluchten Haus bleiben, auch wenn es so perfekt wirkte. Sie hatten warmes Wasser, Betten für alle, aber Ember hatte immer das Gefühl, dass mit dem Haus irgendetwas nicht stimmte. Es erschien viel zu sicher, dafür, dass sie sich in einer von Dämonen übersäten Stadt befanden. Auch wenn es mittlerweile ruhiger geworden war, nachdem die Menschen alle entweder geflohen oder gestorben waren.

Es waren nun drei Jahre her, seit ihr normales Leben geendet hatte, als Dämonen sich entschieden, diese Welt zu ihrer zu machen. Anfangs versuchten Menschen sie mit all ihren Methoden auszurotten, doch egal was sie taten, es wurden immer mehr Dämonen.

Erst als die Engel dazukamen, bekamen die Menschen ansatzweise eine Chance. D gaben ihnen Waffen und kämpften auch selbst, aber den Osten hatten die Dämonen zu sehr unter Kontrolle. Die Engel ließen Frauen und Kinder sterben, sie machten Männern falsche Hoffnungen, damit sie mit ihnen in den Krieg ziehen würden, doch die Wahrheit war, dieser Kampf war verloren, und die Engel zo-

gen weiter. Sie überließen die Leute von Soham ihrem Schicksal, als sie den Rest des Landes die schöne Utopie brachten. Ember hasste die Engel dafür, dass sie sie und ihre Familie einfach im Stich gelassen hatten.

Sie war an dem Tag, als alles fiel, in der Schule gewesen. Es war ein Tag, wie jeder andere, als auf einmal ein Bombenalarm ausgerufen worden war. Sie versuchte ihre Mutter anzurufen, doch sämtliche Leitungen waren besetzt.

Zum Glück wohnte sie nicht weit von der Schule entfernt, also ging sie nach Hause, nur um ihre Mutter betrunken aufzufinden, vor ihr Embers toter Vater. Ein Dämon hatte sie übernommen und er beschimpfte Ember. Es tat weh, als ihre Mutter ihr sagte, dass sie sich wünschte, sie wäre nie geboren, und dann von sich aus aus dem Fenster sprang. Ember hatte damals keine Ahnung, was vor sich ging, doch die Welt war wahnsinnig geworden und sie musste lernen, damit umzugehen.

„Leute, habt ihr irgendwas?“ schrie City durch den halben Supermarkt. Das Mädchen war gerade einmal fünfzehn geworden und

musste sich schon auf die Suche nach Essen für andere Kinder begeben. Sie hatte langes braunes Haar, von dem sie keine Ahnung hatte, wie sie es in einen richtigen Pferdeschwanz binden sollte, darum hingen die Hälfte ihrer Haare meist offen über ihr Gesicht. Sie trug einen rosa gestreiften Pullover, schwarze Jeans und schwarze Converse. Es war nichts außergewöhnlich an ihrem Aussehen, bis auf die dunklen Ringe unter ihren Augen, da sie täglich vor der Dämmerung aufstehen mussten und auch weil das Mädchen seit dem Tod ihrer Freundin diese Nacht für Nacht in ihren Träumen sehen musste.

„15 Dosen Suppen!“, informierte sie Ember. „Drei Dosen Bohnen?“, fügte Nico hinzu. City murmelte vor sich hin, als sie zu ihnen zurückging, „nur 'n paar Süßigkeiten. Rain und die Kinder werden sich freuen. Das heißt wohl dasselbe wie immer.“ Eigentlich war dies die beste Ausbeute, die sie seit Wochen gehabt hatten, und um ehrlich zu sein hätte Ember auch gern etwas von den Süßigkeiten abbekommen.

Der Supermarkt hatte nur noch eingeschlagene Scheiben, doch in einer davon sah Ember etwas aufblitzen. Der Supermarkt sah ergraut aus. Es war still und draußen war es zu nebelig, um etwas zu erkennen. Sie hörte nichts, bis auf das einzelne Tropfen irgendwo in dem riesigen Raum. Sie blickte auf einen Konvexspiegel an ihrer rechten Seite, um etwas zu erkennen, was ihr mulmiges Gefühl erklärte.

Was sie sah, war nichts weniger als zutiefst verstörend. Es war ein Tier. Das Vieh im Spiegel war komplett schwarz, es bewegte sich wie ein Wolf, aber die schlangenähnlichen Anhängsel um sein Äußeres herum machten es unkenntlich, sie sahen aus wie Maden, die alles bedeckten bis auf seine feuerroten Augen.

Sie fing an zu flüstern: „Leute, seid leise. Schaut in das Fischauge. Wir sind nicht allein.“ City fragte dümmlich: „Was ist ein Fischauge?“ Ember konnte nur mit den Augen rollen. Sie zeigte auf den großen runden Spiegel neben der Kassa. City sah hinauf, um zu sehen, was es war.

Schnell griff sie nach dem Messer, das an ihrem Oberschenkel befestigt war. Nico war kampfbereit. Er übernahm sofort das Kommando und wartete auf die anderen.

Es war vollkommen still. Das merkwürdige Tier war nur im Spiegel zu sehen. Es verbreitete einen Gestank, als es näher kam, als würde man in einem Raum voller Leichen spazieren. Ember hörte ein Knurren, das anscheinend nur sie hörte.

Die Geräusche klangen wie Schreie, mehrere tausend Schreie. Herzerreißende Schreie. Frauen, Kinder, alles Hilferufe. Aber diese waren nur Geister der Vergangenheit. Man konnte keinem von ihnen helfen. Es war nur ein Bruchteil dessen, was einen erwarten würde, wenn dieser Köter einen erwischen würde. Man würde augenblicklich Teil dieser Stimmen werden.

„Ein Höllenhund“, flüsterte Nico der Gruppe zu. Ember warf ihm einen Blick von der Seite zu. Sie nickte. Es war nichts, was sie nicht schon wusste. Das war der zweite dieses Monats. Mittlerweile hatten sie herausgefunden, was sie tun mussten. Ein Biss des Höllenhundes würde tödlich enden, aber er würde

nicht mit einem Biss aufhören. Er würde sie zerfetzen und Stück für Stück verschlingen, bis nichts mehr von ihnen übrig war.

Sie hatten keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, was das Tier Jeanny angetan hatte. Sonst würden sie genauso enden wie sie.

City verschluckte sich an ihrer Spucke, als sie über die Schreie nachdenken musste, die sie abends immer noch hörte. Sie warf ihre Tasche mit den Süßigkeiten auf den Boden, missachtete Nicos Befehle und agierte aus ihrer eigenen Wut heraus. Sie war der Meinung, sie müsste ihre Freundin rächen, auch wenn es das Letzte war, was sie tun würde.

Bevor die anderen reagieren konnten, rannte sie mit voller Geschwindigkeit auf das Tier zu, stieß einen schrillen Schrei aus, schwang sich auf seinen madigen Rücken und setzte sich auf seinen Rücken. Es war ein ekelhaftes Gefühl, so als würde sie mit bloßen Händen irgendwelche Insekten zerquetschen.